

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **15 (1947-1948)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

KARL VIKTOR VON BONSTETTEN: BRIEFE, JUGENDERINNERUNGEN

Herausgegeben von Willibald Klinke

Karl Viktor von Bonstetten verdient es, daß man ihn näher kennenlernt. Er war ein Berner Patrizier des achtzehnten Jahrhunderts, bei den Untertanen beliebter Landvogt des *Ancien Régime*, feingebildeter Moralphilosoph von vielseitigen Interessen, kultivierter Weltmann in seiner Wahlheimat Genf und aufgeklärter Förderer einer neuen Eidgenossenschaft. Der Briefwechsel eines geistig so regsamen und an wertvollsten Bekanntschaften so reichen Schriftstellers vermittelt uns zugleich ein sehr anschauliches Bild jenes wichtigen Abschnittes der Schweizergeschichte zwischen 1790 und 1830. So weitet sich das biographische Interesse zum zeitgeschichtlichen.

Vorerst der Mensch. Bonstetten berichtet von einer kleinen Wundergeschichte aus seiner Jugend: «Ich mochte wohl etwa zehn Jahre alt sein. Wir Buben machten ‚Blindimusverbergli‘. Ich war auf einem Estrich, vier Etagen hoch. In meiner Angst, gefunden zu werden, stieg ich zum Dachfenster hinaus auf eine Corniche, nicht breiter als mein Fuß lang; die geringste Bewegung vorwärts hätte mich in den Abgrund gestoßen. Als ich die Gefahr erblickte, ward mir schwarz vor den Augen. Da erschien ein Engel mit Flügeln, gab mir die Hand und führte mich wieder ins Fenster. Dieses Bild ist mir ganz frisch in der Seele geblieben. Als ich das einst der Brun erzählte, hat sie so keck an einen wahren Engel geglaubt, daß ich die Geschichte nie wieder mitteilen mochte; denn der Engel war bloß eine Erinnerung aus der Kinderbibel mit Kupfern gewesen.» — Den tapfern Aufklärer finden wir in folgender Anekdote: «Als ich fühlte, daß ich bald Mann werden sollte, ward ich ganz beschämt, mich noch vor Gespenstern zu fürchten. Da faßte ich auf einmal den Vorsatz, mit dieser Schwachheit durch einen großen Sieg fertig zu werden, und entschloß mich, um Mitternacht nach einem entlegenen Totenacker zu gehen. Schon hatte es zwölf geschlagen, als ich mich bei einem hellen Mondschein auf den Weg machte. Der Totenacker war mit einer Mauer umgeben, das alte Tor war schwarz angestrichen. Ich fühlte nicht ohne Angst den großen Augenblick der Entscheidung nahen. Da ich eben das Tor anfaßte, hörte ich dreimal von innen klopfen. Eine kalte eisige Hand lief mir über den Rücken, und meine Füße rissen mich blitzschnell einige hundert Schritte weit vom Schauplatz meiner Heldentaten fort. Da hielt ich still und sagte mir: Ich wäre nun mein Leben lang ein schlechter Mann, um nichts besser als ein altes Weib, und ich entschloß mich plötzlich, wieder umzukehren und das Abenteuer zu vollenden. Als ich mich von neuem auf der Bahn der Ehre fühlte, wuchs mein Mut mit jedem Schritte. Ich öffnete das Tor, obgleich ich wiederum von innen ein Geräusch gehört hatte. Ich forschte der Ursache des Klopfens nach und fand einen Ast, der, vom Winde bewegt, von Zeit zu Zeit an das Tor anslug.»

Seine Bildung empfing Bonstetten in der dilettierenden Weise des achtzehnten Jahrhunderts, teils im Umgang mit bedeutenden Menschen, teils in ehrlicher wissenschaftlicher Arbeit. Auf das, was man in Bern lernen könne, war er aber äußerst

schlecht zu sprechen. «Ich ging in die Vorlesung des Professor Blauner, der über Physik las. Er dozierte eben über Anziehung und Abstoßung und sprach: ‚Lueget, die Herre G’lehrte, en Herr Newton in Engelland und viele viele machen $a + b$, um die vis centrifuga und centripeta z bewise. Sie gei sich viel unnützi Müe, denket numme en Bär, de me-n-a dr Chette fuehrt. Dr Bär will furt, aber dr Ma hebt en fescht. Was gscheht? Dr Bär geit im Zirkel. D’Chette ischt die vis centripeta, dr Bär, de fliehe will, ischt die vis centrifuga. So geits am ganze Himmel. Nüt liechters als das z’begrife. Die Herre gei sich grüseli Müe, um meh z’wüsse.‘ So sprach man zu Bern zu Bonstetten, der eben Voltaire und Bonnet angehört hatte...» — Und weiter unten: «Zwei Uebel bildeten den Müßiggang in Bern. Die Möglichkeit, ohne Arbeit recht bequem zu leben und zweitens die wenige Achtung für Wissenschaft und Volksbildung. Diese Nichtachtung ist die mangelhafte Seite der Regierung. Eigene Unwissenheit bildet Verachtung des Wissens, und die Verachtung verewigt die Unwissenheit.»

«Das abgeschiedene Studentenleben tötet den Geist», sagt Bonstetten, «man muß den Gelehrten in der Menschenwelt bilden und die tätige Welt nicht von der denkenden entfernen.» Das ist der Grund, warum ihm das weltoffene Genf so viel besser gefällt. «Der wenige Umgang zwischen den beiden Geschlechtern hemmt die Heiterkeit des Geistes, diese freie Gedankenerzeugerin.» «Freier Umgang mit dem andern Geschlecht ist Seelenbedürfnis so gut wie Bedürfnis der Sinnlichkeit.» Damit charakterisiert Bonstetten die kulturelle Atmosphäre des französischen achtzehnten Jahrhunderts, wie er sie in edelster Form in Genf erlebt hatte.

Von seiner schönsten, ja, einer wahrhaft entzückenden Seite zeigt sich Bonstetten in seinem hohen Alter. Der mehr als Achtzigjährige schreibt: «Du mein Gott! wie ist die Welt so schön. Ich komme vom Spazieren — die schönsten Wintertage sind schöner wie die glänzenden Sommertage. Der See, ein Perlenteppich. Die Fernen in feinem Nebelgewand haben etwas Aetherisches, das dem Himmel anzugehören scheint. Durch alles duftet Frühlingsahnung.» — Von welcher Abgeklärtheit und Reife sind seine Urteile und Gedanken: «Ist es nicht schändlich, wie man die letzte Lebenszeit entehrt, wie seit Horaz das Alter mit Schwachheiten, Geiz, Albernheit und Unbehilflichkeit belastet, ohne Würde und Tugend geschildert ist. Sind nicht im Gegenteil die schönsten Jahre die, wo die Seele den Körper aufrecht hält, wo alles Leben, alle Gedanken nach Unsterblichkeit streben, und wo in zerbrechlichem Körper die Ruhe Gottes herrscht? Alles geht abwärts bei undenkenden Menschen, alles strebt aufwärts bei dem, der an seine Seele glaubt und in ihr eine Geisterwelt ahnet, wo ein oberstes Wesen waltet. Schon jetzt sieht man das Materielle sich vergeistern und selbst die Physik sich entkörpern, schon jetzt scheint sich Geist und Materie in der Idee von Kraft zu vereinigen, die beiden angehört.»

Diese wenigen Streiflichter und Kostproben müssen genügen. Nun aber die Zeitgenossen. Von den Adressaten wie Zschokke oder Matthisson gewinnt man begreiflicherweise kein plastisches Bild. Aber da wäre etwa Pestalozzi: «Pestalozzi, ein Mann von ungefähr fünf und fünfzig Jahren, hat seit dreißig Jahren kein Buch gelesen. Andre Menschen würden zum Tiere werden; er aber hat seine große Tätigkeit beständig auf die Natur gewendet und in diesem großen Buche gelesen. Ich glaube nichts selteneres als diesen großen Mann wohl zu beurteilen. Ungelehrte, undenkende Menschen werden sein ernstes, schwärzliches Gesicht bemerken, das doch bald durch den Ausdruck seiner Seele angenehm erscheint. Gelehrte finden bei ihm unphilosophische Ausdrücke, einen unphilosophischen Ideengang; ich aber erstaunte, einen seit dreißig Jahren unlesenden, immer tätigen Mann zu sehen, der kein Schwärmer, kein Träumer geworden ist, weil er nicht wie Lavater zu viel Eigenliebe hatte.» Unheimlicher sind dem Berner Aristokraten Pestalozzis revolutionäre politische Ansichten. Doch zeugt seine Schlußbemerkung von großer

Weitherzigkeit: «Pestalozzi hat seit vierzig Jahren sein Leben und seine Existenz der Erziehung armer Kinder aufgeopfert. Wer mehr als er für die Menschheit getan hat, der hebe den ersten Stein gegen ihn auf. Was ist endlich an den politischen Meinungen eines Mannes gelegen, der seit dreißig Jahren kein Buch gelesen und nur Gutes getan hat.»

Oder Albrecht von Haller: «Er war ein großer, wohlgewachsener Mann. Sein durchdringender Blick war der eines Arztes und eines Weltmannes, der Leib und Seele zugleich zu durchschauen versteht; in seinem Wesen war etwas von aristokratischem Stolz mit der Würde eines Mannes vereinigt, der allenthalben durch den Geist zu herrschen gewohnt ist. Merkwürdig war, wie die Gegenwart eines schönen Weibes auf ihn wirkte. Ich habe ihn bisweilen mit meiner jungen Frau besucht. Da erwachte auf einmal der Dichter. Wohlwollen und Freude glänzten im tiefen Vernunftblick des Weisen. Keine Pariser Gesellschaft, selbst nicht die von Voltaire, war anziehender wie die des großen Haller, sobald er sich zur gemeinen Menschheit herabließ.» — «Er hatte sich angewöhnt, sich selbst, als Arzt und Psycholog, zu beobachten. Er sagte mir: ‚Wenn ich mich sterbend fühle, will ich wohl zusehen, was da vorgeht.‘ Wer solche Welterscheinungen wie das Leben eines Haller betrachtet, ist stolz, auch Mensch zu heißen. Er schien alles menschliche Wissen in sich zu vereinigen. In der Geschichtskunde war er Müller gleich. Einst fand ich ihn schreibend und zugleich die Zeitung lesend. Meine Gegenwart unterbrach seine Arbeit nicht, obgleich er mit mir sprach. Zuletzt nahm ich das gelesene Zeitungsblatt und bat ihn, mir zu sagen, was er denn gelesen hätte. Er wußte mir alles Wesentliche herzusagen, obschon er geschrieben, gelesen und gesprochen, fast zugleich.»

Hier ist auch schon der Schaffhauser Historiker Johannes von Müller erwähnt, von dem es an anderer Stelle heißt: «Man kann sich kaum einen Begriff von Müller machen, wie er war, als ich ihn zu Schinznach zum ersten Male sah. Ein schönes, frisches Mädchengesicht mit rasiertem Kopfe, über dem sich eine mächtige Ratsherrenperücke wölbte, ein kleines Männchen in elektrischer Bewegung. In seiner Haltung war er ein Mittelding zwischen einem altgelehrten Professor und einem Knaben von zwölf Jahren. Gehen konnte er nicht, nur hüpfen. Wohl fünf bis sechs Jahre nachher, als er einmal in der Boissière zu Tronchin in das Zimmer eintrat, sagte ihm der alte, ehrwürdige Weltmann: ‚Tachez donc de marcher sans sautiller!‘ — Ich kam, als ich in Schinznach mit ihm zusammentraf, eben von Paris und London, wo ich mit der eleganten und gelehrten Welt gelebt hatte. Du kannst denken, wie ich mich über den tanzenden Professor in der immer schief gekehrten Perücke lustig machte. Ich hatte sein *Bellum cimbricum* gelesen. Als ich hörte, daß dieses hypergelehrte Werk aus dieser Perücken-Rosenknospe entsprungen sei, machte ich sogleich Müllers Bekanntschaft. Da ging es wie eine Sonne vor uns beiden auf. Er hatte in seinem Leben noch keinen gebildeten jungen Weltmann gesehen. Ich war in meinem Aeußern nicht übel. Er, sobald ich mit ihm sprach, leuchtete mir wie ein Stern aus finsterem Gewölk entgegen. Wir verließen die Gesellschaft, um allein zu sein. Wir stiegen zu Habsburgs Trümmern hinauf. Da kam ein Platzregen. Es träufte von Müllers Perücke wie von Dachziegeln herunter, so daß er die Mähne abnehmen und ausschütteln mußte, da er denn wie ein Kamtschadale aussah. Ich konnte das Lachen nicht mäßigen. Da wandelte ihn vor seiner Perücke ein solches Grauen an, daß er jede Stunde zählte, bis seine Haare lang genug sein würden, um die Professormähne wegzuwerfen. Nichts war auffallender als der Kontrast zwischen Müllers äußerer und innerer Bildung.»

Das sind so einige Beispiele. Gray, Bonnet, Byron, Frau von Staël und viele andere könnten noch erwähnt werden.

Diese Begegnungen mit den geistigen Größen seiner Zeit führen uns schließlich zur Betrachtung seiner Briefe vom historischen Standpunkt aus. Hier müssen wir

uns wohl etwas kürzer fassen. Unvergeßlich ist das Bild, das Bonstetten unter anderem als Landvogt von Nyon, später als bernischer Beauftragter in Lugano, von jenen aufgewühlten Jahren von 1798 und schließlich von den chaotischen Wirren der Revolutionszeit selber entwirft, deren Augenzeuge er war. Aufschlußreich sind wieder seine Briefe aus dem Jahr 1814. Wir hören, wie die Schweiz von 1815 sich vorbereitet. «Es scheint, daß die alten Kantone erstlich Gleichheit unter allen Kantonen und keine Untertanen wollen. Zweitens wollen sie die reine Aristokratie in eine gemäßigte umschmelzen, wo das Volk einigen Anteil hat. Drittens arbeitet man an einer Zentralregierung. Alles, was nur zu wünschen wäre. Viertens geht die Rede, man wolle die Schweiz sehr vergrößern, vielleicht Genf, das Pays de Gex, Gott weiß, ob nicht Savoyen (das wären die natürlichen Grenzen) hinzu tun. Man spricht sogar von Tirol, so daß alle Bergvölker eine große Scheidewand ausmachen würden, die Norden von Süden trennte: ein Traum, den Müller und ich träumten.»

In den folgenden Jahren hören wir von der Hungersnot, die damals Europa heimsuchte, vom griechischen Befreiungskrieg mitsamt dem romantischen Interesse, das man in Genf diesem Land entgegenbrachte; selbst die große wirtschaftliche Revolution dieser Dezennien wird von Bonstetten gebührend beachtet — wurde doch damals das erste Dampfschiff auf dem Genfersee gebaut. «In sechzehn Stunden habe ich, fast immer nur einen Flintenschuß vom Lande, die gesamten Ufer des prächtigen Léman umflogen. Die gigantische Macht der Räder erzeugt wie durch Sturm einen schäumenden Strom, der unsere Fahrt auf der saphirenen Ebene weit und immer breiter hinzeichnete. Am Himmel erschienen die Spuren unseres Fluges wie ein langgezogener Doppelstreif in Gestalt zweier parallel laufender Wolken, die der braune Rauch an dem azurenen Himmel bildete. ... Als wir uns den Dörfern oder Städten näherten, liefen alle Menschen dem Ufer zu. Wo Schiffe waren, stürzte jung und alt hinein, um sich dem fliegenden Wundertiere zu nähern. Einige Kinder schrien: ‚Ach laßt uns das Schiff nur anrühren!‘ Einige Städte begrüßten uns mit Kanonen. Wir erwiderten den Gruß. Eine Stunde von Morges war ein Artilleriekamp am Ufer: Schuß, Hurrah, Gruß und Gegengruß. An manchen Orten wollten die Barken uns erreichen, wir flogen aber so schnell, daß die Schiffelein rückwärts zu rudern schienen, zum großen Ergötzen der am Ufer gaffenden Menge. Ein Mädchen, das auf einer Segelstange stand, rief, uns anschauend, laut aus: ‚Voyez, comme ils ont l'air content!‘»

Auf die Zwanzigerjahre werfen die kommenden Ereignisse schon ihre Schatten voraus. So heißt es 1824 einmal: «Sonderbar! — man lebt nun glücklich in der Schweiz, aber alle Kantone wünschen sich die Verfassung zurück, die ihr Bonaparte gab; so trefflich war alles abgewogen.» — In dieser Zeit erweist sich Bonstetten als unermüdlicher Vorkämpfer für Weltoffenheit und Freiheit. Mit Nachdruck tritt er für die Preßfreiheit ein. «Mir spukt seit ein paar Tagen ein Werk über Preßfreiheit im Kopfe», sagte er 1827, «besonders in Rücksicht auf die Schweiz. ... Zweitens will ich Tatsachen sammeln über die Verwaltung der Kantone in den ehemaligen Gemeinen-Aemtern. Diese Greuelregierungen haben im Tessin seit 1513 gewirtschaftet. Sie hätten nicht zehn Jahre geplündert, wenn Preßfreiheit gewesen wäre!»

Es war Bonstetten noch beschieden, den liberalen Umschwung von 1830/31 zu erleben, ohne daß er freilich hätte besehen können, wohin er führen würde. Am 3. Februar 1832 raffte ihn der Tod hinweg.

Die Auswahl dieser Briefe hat Willibald Klinke besorgt, die biographische Skizze des Eingangs sowie den wissenschaftlichen Anhang von Anmerkungen beigefügt. In dieser einfachen und gediegen ausgestatteten Form ist das Buch eine durchwegs erquickende Lektüre für Menschen, die einem Menschen begegnen wollen.

THEODOR FLURY

VOM ERZOGENWERDEN UND ERZIEHEN

«Der Mensch ist das Wesen, das erzogen wird, das sich erziehen läßt, das sich und andere erzieht.»

Um diese Erkenntnis, die selbstverständlich ebenso wenig wie die vielen anderen aphoristisch zugespitzten Antworten auf die Frage nach dem Wesen des Menschen den Anspruch auf begriffliche Vollständigkeit erheben will, kreisen die sieben Vorträge, Reden und Aufsätze, die der Rektor des Basler Mädchengymnasiums, *Paul Geßler*, unter den Buchtitel «Vom Erzogenwerden und Erziehen» stellt (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1947). Für verschiedenartige Gelegenheiten bestimmt und an verschiedenartige Hörer- und Leserkreise gerichtet, werden sie durch dieselbe erzieherische Grundhaltung zu einem in sich geschlossenen Ganzen zusammengefaßt. Erzieher und Zögling — Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler, der Staat als Erziehungsträger und seine Schule und seine Armee — stehen sich nicht als zwei verschiedene Welten gegenüber; sie sind vielmehr die notwendigen Seiten einer und derselben Angelegenheit, sind gegenseitig aufeinander angewiesen, wirken gegenseitig aufeinander ein und sind damit auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. «Erziehen ist nicht möglich ohne ständiges Sich-erziehen-lassen.» Wenn der Verfasser als Leiter einer großen Mädchenschule, an das viel zitierte und beinahe ebensooft mißbrauchte Pestalozziwort «Alles Lernen ist nicht einen Heller wert, wenn Mut und Freude dabei verlorengehen» anknüpfend, seine Schülerinnen eindringlich vor den weitverbreiteten Schülerfehlern des innerlich teilnahmslosen Büffeln, der Oberflächlichkeit, der Notenangst und Notestreberie, der Unehrllichkeit und der Blasiertheit, die Eltern vor überspannten Ansprüchen an die Bildungsfähigkeit ihrer Kinder warnt, wenn er den auf das höhere Lehramt zustrebenden Studierenden das eindringliche Mahnwort Sprangers einprägt: «Wenn Sie nicht die Leidenschaft zum Lehrerberufe haben, so lassen Sie die Finger davon!», oder wenn er den künftigen Müttern Pestalozzis Auftrag an die Frauen klarzumachen versucht — immer zeigt es sich, daß jede wirkliche erzieherische Führung zwar vom Erzieher ausgeht und gesteuert werden muß, aber immer auch auf den Erzieher zurückwirkt und ohne die ständige Bereitschaft des Erziehers, sich erziehen zu lassen und sich selber zu erziehen, ein aussichtsloses Unterfangen bleiben muß. Mit dem Glauben zwar nicht an die Allmacht, aber doch an die Macht der Erziehung paart sich «das nüchterne Wissen» um ihre Grenzen, um die Grenzen des Erziehers selber, das den in der täglichen Auseinandersetzung mit den praktischen Problemen der Erziehung junger Menschen mittendrin stehenden Verfasser davor bewahrt, jenem pädagogischen Dogmatismus und Illusionismus zu verfallen, der sich durch schematische Verallgemeinerungen der persönlichen Verantwortung zu entziehen sucht.

Rektor Geßler weiß und läßt es wohl auch gelten, daß eine öffentliche Schule wie die seine zur Respektierung der Glaubens- und Gewissensfreiheit verpflichtet ist; aber er macht ein Hehl daraus und niemand wird ihn deshalb tadeln können, daß der christlich-protestantische Glaube strenger Observanz seinem eigenen erzieherischen Ethos Sinn und Richtung gibt. Deshalb muß er dem Leitmotiv der Persönlichkeitpädagogik «Werde, der du bist» den über den Menschen selbst hinausweisenden Auftrag «Werde, der du nicht bist» gegenüberstellen. Von da aus ist auch sein Verhältnis zu Pestalozzi zu verstehen. Die reine Ehrfurcht vor der menschlichen Größe Pestalozzis, verbunden mit dem leidenschaftlichen Bemühen, das eigene Denken gegen das seine abzugrenzen, bildet eine der Klammern, die diese sieben pädagogischen Selbstbekenntnisse zusammenhalten. Daß Paul Geßler der Versuchung zur Vergötzung Pestalozzis nicht erliegt, wird man in Pestalozzis eigenem Interesse nicht bedauern. Es trifft auch zu, daß Pestalozzi in den Briefen

«Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» der einfachen Mutter weit mehr zumutet, als sie zu leisten vermag, wozu immerhin festzustellen ist, daß Pestalozzi selber «sehr betroffen» war, als er den von seinem Freund und Verleger Heinrich Geßner eigenmächtig eingesetzten Titel, der «den Briefen durchaus nicht entspreche», zu Gesicht bekam. Aber Geßler geht doch einen Schritt zu weit, wenn er erklärt, Pestalozzi habe sein eigenes Tun immer wieder mit dem Tun Jesu Christi verwechselt, und was er von der Mutter verlange, beruhe auf einer Verwechslung von Göttlichem und Menschlichem. Um Pestalozzis religiöser Haltung gerecht zu werden, muß man sich vergegenwärtigen, wie wenig ihm das zumal auf dem Gebiet der Erziehung steril gewordene orthodoxe protestantische Christentum zu bieten vermochte. Doch dies sind Standortfragen, die den tiefen Eindruck nicht beeinträchtigen, den das Buch des Basler Schulmannes als ein Zeugnis verantwortungsbewußter pädagogischer Selbstbesinnung auch bei dem in diesen Dingen andersdenkenden Leser hinterläßt.

MAX ZOLLINGER

VIELDULDENDE HEIMAT...

Wenn Ernest Renan vom Gesamtwerk von *Iwan Turgenjew* mit Recht ausagen konnte, daß in ihm das Gewissen des russischen Volkes Wortgestalt annimmt, so gilt dies im stärksten und genauesten Sinne von den «*Aufzeichnungen eines Jägers*», von jener Skizzensammlung des Dichters, der auch außerhalb der künstlerischen Sphäre ein bedeutsamer Erfolg beschieden war: Wenige Jahre nach ihrem Erscheinen in Buchform (1852) hob Zar Alexander II. die Leibeigenschaft der russischen Bauern auf und ließ dem Dichter sagen, daß seine Worte diesen Beschluß wesentlich beeinflusst hätten.

Aber auch alle solchen Leser, die von den historischen Auswirkungen der «Aufzeichnungen» keine Kenntnis haben, werden von den scheinbar ganz schlichten, in Wirklichkeit mit raffiniertester Fabulierkunst gestalteten Erzählungen bezaubert. Die vorzügliche Uebersetzung von *Dora Berndl*, in der die «Manesse-Bibliothek der Weltliteratur» (Verlag Conzett & Huber, Zürich) ihre vor kurzem erschienene Neuauflage des russischen Meisterwerkes darbietet, überträgt jenen Zauber unvermindert in die Gastsprache. Auch im Deutschen formen sich die einzelnen, lose aneinandergereihten Szenen aus dem harten, rechtlosen Leben der Leibeigenen in wuchtiger Polyphonie zu erschütternder Anklage. In wunderbaren Akkorden erhellt aber immer wieder die machtvoll ins kurzlebige irdische Geschehen hineinspielende ewige Natur auch die düstersten Bilder.

So wird Turgenjew zum hinreißenden Wortführer auch längst vergangener Generationen. «Unendliche Folgen von Träumen sammelten sich im Grunde seines Herzens. Kein Mensch ist je zuvor in solchem Maße die Verkörperung eines ganzen Volkes gewesen. In ihm lebt eine ganze Welt und spricht durch seinen Mund...» (Renan). So offenbart sich das tiefste Wesen des russischen Volkes in Turgenjews «Aufzeichnungen eines Jägers», deren letzte und erschütterndste («Die lebendige Reliquie») an der Spitze die Worte des großen russischen Lyrikers F. I. Tjuttschew trägt, die dem ganzen Buche als Motto dienen könnten: «Vielduldende Heimat, Land des russischen Volkes.»

W. R.